

machte sie das.

Sie musste immerzu daran denken, wie perfekt und makellos er gewesen war, wie weich seine rosige Babyhaut. Wie warm sich sein kleiner, wohlgeformter Körper angefühlt hatte, und wie sie ihn abgeküsst und seine Schönheit bewundert hatte. Als junge Mutter hatte sie sich nicht von ihm losreißen können. Nun starrte sie angestrengt in den Katalog, um ihren Sohn und das, was er mit sich angestellt hatte, nicht mehr sehen zu müssen.

Der Familienkrach von gestern lag hinter ihnen; sie hatten alles gesagt, was zu sagen war. In drei Wochen wurde er achtzehn Jahre alt. Sie war nicht mehr für seinen Körper verantwortlich. *Du hast nicht das Recht, mich zu kontrollieren*, hatte er ihr vorgeworfen. *Ich bin kein Kind mehr*. Natürlich hatte er recht. Das verletzte sie am meisten.

»Halb so wild, Mom«, sagte er, als könnte er ihre Gedanken lesen. Er durchwühlte die Post auf dem Tresen. »Viele Leute haben ein Tattoo.«

»Ricky«, sagte sie und spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. Aber anstatt weiterzusprechen, atmete sie ganz langsam aus. Manche Sachen konnten nie wieder rückgängig gemacht werden. Er würde dieses Ding für immer mit sich herumtragen. Vielleicht würde es ihr eines Tages nicht mehr auffallen, so wie seine Haarfarbe, die sich ständig änderte und heute rabenschwarz war. Er stellte sich neben sie und küsste sie auf den Scheitel.

»Ich bin kein Baby mehr.«

»Für mich schon, Ricky«, sagte sie. Er wollte sich abwenden, aber sie packte ihn und zog ihn an sich. Er erwiderte die Umarmung.

»Rick«, korrigierte er sie, drehte sich um und ging zum Kühlschrank.

»Ricky, für immer«, sagte sie. Ihr war klar, wie albern und dickköpfig das klang. Er hatte einen Anspruch darauf, sich seinen Namen selbst auszusuchen, oder? Hatte sie ihm nicht beigebracht, für sich einzustehen, Grenzen zu ziehen, Respekt einzufordern?

»Mom.« Ein Wort. Ein sanfter Tadel und eine Aufforderung an sie, sich zu beruhigen.

Sie musste lächeln und spürte, wie ihre Anspannung nachließ. Egal, wie traurig oder wütend sie war, die Chemie zwischen ihnen machte jeden Streit praktisch unmöglich. Bevor sie laut wurden oder mit Türen knallten, konnten sie ebenso gut in Gelächter ausbrechen. Zwischen Ricky und seinem Vater sah die Sache anders aus. Wenn ihr Mann und ihr Sohn stritten, wurde Maggie klar, dass manche Menschen niemals lernen würden, miteinander auszukommen.

»Was macht deine Band?«, fragte sie. Ein Themenwechsel täte ihnen beiden gut.

»Nicht gerade viel. Charlene und Slash haben sich gestritten. Sie hat seine Gitarre kaputt gemacht. Er kann sich keine neue leisten. Wir hatten eh keine Auftritte geplant. Vielleicht legen wir eine Pause ein.«

»Wer ist Slash?«

»Du weißt schon. Billy Lovett.«

»Oh.« Billy mit dem goldblonden Haar und den meergrünen Augen, der Charmeur, der Starkicker, seinerzeit der Schwarm aller Viertklässlerinnen. Inzwischen standen er

und Ricky kurz vor dem Schulabschluss und hatten mit den beiden Jungs, deren Augen auf den alten Klassenfotos schelmisch blitzten, nichts mehr gemein. Heute sahen sie eher so aus, als verschliefen sie die den Tag in einem Sarg. Dass Billy

»Slash« genannt werden wollte, war ihr ganz neu.

»Tut mir leid«, sagte sie. Ehrlich gesagt fand sie die Band schrecklich. Charlenes Gesang konnte bestenfalls als mittelmäßig durchgehen. Ricky spielte seit der vierten Klasse Schlagzeug, seine Technik war in Ordnung, aber er besaß kein besonderes Talent – zumindest nicht in Maggies Ohren. Billy alias Slash war ein ganz passabler Gitarrist, aber wenn die drei zusammen musizierten, kam nichts heraus als aggressiver Krach, der Maggie innerlich zusammenzucken ließ.

»Wow«, hatte sie gesagt, nachdem sie und Jones im vergangenen Jahr den Bandwettbewerb in der Schule verfolgt hatten. Ricky und seine Freunde hatten es unter die letzten drei Bands geschafft, schließlich aber gegen die gleichermaßen unbegabte, lärmende Konkurrenz verloren. »Ich bin beeindruckt.«

Ricky schenkte sich einen Orangensaft ein, wobei er es schaffte, die Granitarbeitsplatte und gleichzeitig den frisch geputzten Küchenboden zu bekleckern. Maggie griff zum Lappen, um die Flecken aufzuwischen.

*Das ist dein Problem. Du sitzt ihm ständig im Nacken und räumst hinter ihm her. Er meint, er könnte sich alles erlauben.* Die heftigsten Auseinandersetzungen mit ihrem Mann hatte sie wegen Ricky, ihrem einzigen Kind. Anscheinend nahm Jones gar nicht wahr, dass sein Sohn, »der Spinner«, wie er ihn nannte, überdurchschnittlich gute Noten nach Hause brachte und einen rekordverdächtigen Schulabschluss machen würde. Sowohl Georgetown als auch die New York University hätten ihn liebend gern aufgenommen; die Zusagen hingen an der Kühlschrantür, wo Maggie früher Ricks Wachsmalbilder und Stundenpläne befestigt hatte. Und das waren nur die ersten zwei Antwortschreiben.

*Wozu soll das gut sein, wenn er gar nicht studieren will? Er ist ein schlaues Kerlchen – und dann fällt ihm nichts Besseres ein, als sich die Nase piercen zu lassen?*

Aber Maggie kannte ihren Sohn. Er hätte sich nicht die Mühe gemacht, so viele Bewerbungen zu schreiben, wenn sich hinter der Punkerfrisur und dem Tattoo nicht jemand versteckte, der den Wert einer guten Ausbildung zu schätzen wusste. Schließlich wollte er nicht sein ganzes Leben im einzigen Plattenladen der Stadt verbringen.

»Geht ihr, du und Charlene, zum Winterball?«

Rick warf ihr einen scharfen Blick zu. Seine hellwachen Augen nahmen sie ins Visier. Sie waren schwarz, so tiefschwarz wie die seines Großvaters. Manchmal sah Maggie die Stärke und Weisheit ihres Vaters in Ricks Augen, manchmal nur ein kurzes Aufblitzen, das einem lakonischen Witz oder beißendem Spott voranging. So wie jetzt.

»Du machst Witze«, sagte er.

»Nein«, antwortete sie gedehnt. »Nein, ich mache keine Witze. Es wäre bestimmt ein großer Spaß.«

»Äh, nein, Mom. Wir gehen da nicht hin. Außerdem sind es bis dahin noch ein paar Monate.«

»Du könntest als du selbst hingehen, in deinem Stil.« Maggie hielt immer noch den Lappen in der Hand und war dabei, Oberflächen abzuwischen, die nicht abgewischt werden mussten – den verchromten Brotkasten, den Grill, die Tonschüssel aus Italien, in der das Obst lag, falls sie Obst im Haus hatten, was im Moment nicht der Fall war. Sie musste dringend einkaufen gehen. Gott behüte, dass Jones oder Ricky auf die Idee kamen, sich unaufgefordert die Liste vom Küchentresen zu schnappen und zum Supermarkt zu fahren. Nein, dafür musste Maggie drei Tage lang sticheln.

Sie fragte sich, wie Rickys und Charlenes »eigener Stil« wohl aussehen könnte. Alle Mütter, denen sie vor der Schule oder im Supermarkt begegnete, waren damit beschäftigt, ihre Tochter oder ihren Sohn für das große Ereignis auszustatten. Ballkleider wurden gekauft, Smokings ausgeliehen. Mit einem morbide angehauchten, klassischen Outfit könnte Maggie sich anfreunden; das wäre zu machen. Vor einer Ewigkeit war sie selbst einmal cool gewesen. Sie hatte die NYU besucht und regelmäßig im East Village die Nächte durchgetanzt – im Pyramid Club oder im CBGB, ganz in Schwarz. Am Aussehen ihres Sohnes störte sie sich viel weniger als ihr Mann. Schlaflose Nächte bescherte ihr höchstens die Collegewahl. Und Charlene. Sie machte sich Gedanken über Charlene.

Die arme, kleine Charlene, die sich hinter einer Maske aus schwarzem Eyeliner und knallrotem Lippenstift versteckte. Dabei war sie erfahren und ratlos zugleich, leidenschaftlich und doch verletzlich. Sie zählte zu der Sorte Mädchen, die überall Ärger machen und dennoch angepasst und schüchtern wirken. Sie hatte Maggies Sohn in ein Netz eingesponnen, ohne es zu merken, ganz unbeabsichtigt womöglich. Und aus Sicht der Fliege ist so ein Spinnenfaden stabiler als Eisenketten.

Irgendetwas an seiner Stimme, an seinem Gesichtsausdruck hatte Maggie dazu bewogen, die Hände still zu halten und ihm aufmerksam zuzuhören, als er zum ersten Mal von Charlene erzählte. Maggie wusste sofort, das gibt Ärger.

Maggie wartete auf die Totenglocke: *Mom, Charlene ist schwanger. Wir werden heiraten.* Aber sie war so klug, den Mund zu halten, Charlene willkommen zu heißen – in ihrem Haus und, soweit Jones es zuließ, in ihrer Familie. Eigentlich war das Mädchen in Ordnung. Manchmal erkannte Maggie sich in Charlene als die Maggie von früher wieder. Manchmal.

Maggie konnte sich daran erinnern, dass sie getobt und rebellierte hatte, weil ihre Eltern ihr den Umgang mit einem Jungen von der benachbarten Highschool verbieten wollten. Phillip Leblanc. Mit seinem strubbeligen Haar und den schwarzen, immer mit Farbe beschmierten Klamotten (ein Künstler, selbstredend) war er alles, was die Jungs aus The Hollows nicht waren: cool, exzentrisch, kreativ. Sie liebte ihn so, wie weibliche Teenager lieben, nach Art der Lemminge. Was natürlich mit wahrer Liebe nichts zu tun hat. Unglücklicherweise wollen die Siebzehnjährigen das nicht einsehen. Und mit dem Hausarrest und den Standpauken trieben Maggies Eltern ihre Tochter erst recht in die Arme des wartenden Phillip. Ein heillooses Chaos, aus dem Maggie kaum wieder herausfand. Aber das war in einem anderen Leben gewesen. Bis heute dachte sie gelegentlich an ihn und fragte sich, was aus ihm geworden war. Sie hatte ihn im Lauf der Jahre immer wieder gegoogelt, ohne Informationen zu finden. Er war ein schwieriger

Junge gewesen, fiel ihr dann ein, aus dem vermutlich ein schwieriger Erwachsener geworden war.

Sogar ihre Mutter hatte neulich erst, als Maggie sich wieder einmal über Charlene beschwerte, zugegeben, die Sache damals falsch angegangen zu sein. Maggie war sehr überrascht, weigerte ihre Mutter sich doch immer beharrlich, eigene Fehler einzugestehen. Aber inzwischen hatte Elizabeth viel Zeit zum Nachdenken – wenn sie sich nicht gerade über die mysteriösen Geräusche auf ihrem Dachboden aufregte.

Zum Glück hatte Jones begriffen, dass ihr Sohn in Sachen Charlene am Rand eines Abgrunds wandelte. Eine falsche Bewegung, so gut sie auch gemeint war, und er würde sich erschrecken und abstürzen. Dann hätten sie ihn für immer verloren.

*Dieses Mädchen schläft mit unserem Sohn*, sagte er eines abends zu Maggie, als sie am Pool saßen und Wein tranken. *Ich weiß*, hatte sie geantwortet, nicht ohne einen Stich der Eifersucht zu spüren. Vielleicht auch der Wut und Trauer. Gerade erst am Vortag hatte sie gesehen, wie Charlene ihre Hand zwischen Rickys Beine geschoben hatte. Plötzlich musste sie daran denken, wie sie Ricky gebadet und gewickelt hatte. Sie spürte eine unendliche Trauer. Manchmal hatte sie den Eindruck, das Muttersein bestünde nur daraus

– aus Kummer, Schuldgefühlen und Angst. Man verabschiedete sich jeden Tag ein kleines bisschen mehr. Zuerst verließen sie den Körper, zum Schluss das Haus der Mutter. Aber nein, das war nicht alles. Da gab es auch noch die Liebe, diese allumfassende, unglaubliche Liebe. Und das Elterndasein war anstrengend, so anstrengend, dass sie sich, weil sie beide berufstätig waren, gegen ein zweites Kind entschieden hat-ten. Dabei ging eine Kindheit so schnell vorbei.

*Mit dem Mädchen stimmt doch was nicht. Ich weiß*, sagte sie.

Jones warf ihr über den Tisch einen überraschten Blick zu.

*Ich dachte, du würdest sie mögen.*

Maggie zuckte die Achseln. *Ich mag sie, weil ich das Beste für Ricky will. Und er liebt sie.*

Jones schnaubte verächtlich. *Was weiß er schon von Liebe? Nicht genug. Deswegen ist es so gefährlich.*

»Ich bezahle den Smoking und den Chauffeur«, sagte sie. Bettelte sie ihn an?

»Ach komm, Mom.«

»Lass es dir wenigstens durch den Kopf gehen. Frag Charlene. Selbst eine so coole Braut wie sie träumt doch insgeheim von Bällen und Abendkleidern.« Sie versuchte ein Lächeln, befürchtete aber, ganz schön verzweifelt zu wirken.

»Okay, okay. Ich werde sie fragen.«

Er sagte es nur ihr zuliebe, trotzdem durchströmte sie ein Glücksgefühl. Eigentlich war sie überzeugt, keine von *diesen* Müttern zu sein. Aber nun war es so weit, sie bedrängte ihren Sohn, zum Winterball zu gehen, damit sie Fotos machen und sich mit den anderen Moms über Kleider und Blumen und Mietlimousinen austauschen konnte. Es war einfach peinlich.

Um gleichgültig zu wirken, wandte sie sich wieder dem Katalog zu. Eine Alarmanlage für den Pool, ein Keramikfrosch mit integriertem Schlüsselveck, eine schwimmende Kühltasche. Sie hatte Lust, etwas zu kaufen. Egal, was. Sie warf einen Blick auf ihre Fingernägel. Sie bräuchte dringend eine Maniküre.

Die Fliegentür fiel zum zweiten Mal ins Schloss. Als Maggie den Kopf hob, war ihr Sohn verschwunden; ihr Mann hatte seinen Platz eingenommen und war nun dabei, die Post zu sichten. Wenn die beiden wüssten, wie ähnlich sie sich eigentlich waren, würden sie vor Wut in die Luft gehen.

»Wo steckt Johnny Rotten?«, fragte Jones seelenruhig.

»Vor einer Minute war er noch da.« Maggie klappte den Katalog zu und warf ihn in den Müll.

»Hat mich kommen hören«, sagte Jones. Er riss einen Umschlag auf, überflog die Telefonrechnung und legte sie auf den Küchentresen.

»Bestimmt«, sagte sie, um dann hinzuzufügen: »Keinen Streit heute, okay?«

»Worüber sollten wir uns streiten, Maggie? Der Krieg ist verloren. Uns bleibt nichts übrig, als zu kapitulieren.«

Sie spürte, wie ihre Kehle sich zuschnürte. »Es herrscht kein Krieg. Es geht hier nicht um gewinnen oder verlieren. Er ist unser Kind.«

»Sag *ihm* das!«

Maggie sah ihren Mann eindringlich an, aber er hatte dichtgemacht und ging wortlos die übrige Post durch – nichts als Werbung. Sie wusste nicht mehr, wie sie ihn trösten, wie sie ihn erweichen könnte. Die vielen Jahre im Job hatten ihn nur härter gemacht. Nein, nicht nur. Aber früher war seine Wut hitzig gewesen, er hatte getobt und geschrien. Nun wirkte er in sich gekehrt, ließ niemanden an sich heran. Man musste keine Psychiaterin sein, um zu wissen, wie ungesund das war.

Er warf ihr einen flüchtigen Blick zu und musterte sie blitzschnell. »Hübsch siehst du aus. Hast du was mit deinen Haaren gemacht?«

»Ich habe sie vor ein paar Tagen nachschneiden lassen.«

Sie schüttelte ihre rotbraunen Locken für ihn und klimperte verführerisch mit den Wimpern.

Er trat zu ihr und nahm sie in seine starken Arme. Sie lehnte sich an ihn, spürte seine breite Brust unter dem weichen Stoff des Jeanshemds, legte den Kopf in den Nacken und schaute zu seinem geliebten Gesicht empor.

»In deinen blauen Augen könnte ich ertrinken, Maggie«, sagte er lächelnd.

Die vergangenen Jahre, die elterlichen Sorgen, die Geldprobleme, der ganze Stress hatten sie nicht ihrer Liebe beraubt, auch wenn Maggie das manchmal befürchtet hatte. Immer noch liebte sie seinen Anblick, seinen Duft und wie er sich anfühlte. Trotzdem bekam sie manchmal den Eindruck, er nehme sie nicht mehr richtig wahr. Wie die vom Onkel geerbte, goldene Uhr oder die Diamantohrringe in der Schatulle, die früher ihrer Großmutter gehört hatten – kostbare Schätze, die sich im Lauf eines Lebens angesammelt hatten und behütet, aber kaum noch beachtet wurden. Herausgeholt zu besonderen Anlässen, wenn überhaupt.